

YITZAK HEN und MATTHEW INNES (Hrsg.), *The uses of the past in the early Middle Ages*. Cambridge 2000. 283 Seiten.

Der Nutzen der Vergangenheit für die Gegenwart ist das Thema dieses ertragreichen Bandes, also die Frage, wie in verschiedenen frühmittelalterlichen Gesellschaften das Wissen von der Vergangenheit übermittelt, verformt und instrumentalisiert wurde. Es geht also nicht um historische Spurensuche, sondern um die Konstruktion von Geschichte, die ihrerseits ein lohnender Gegenstand historischer Spurensuche ist. Dabei beschränken sich die einzelnen Autoren nicht allein auf die Historiographie, sondern auch auf andere Texte wie exegetische Schriften, Briefe oder Rechtstexte, in denen das Wissen um die Vergangenheit festgehalten wurde. In diesem Sinne ordnet MATTHEW INNES (»Introduction: using the past, interpreting the present, influencing the future«, S. 1–8) zunächst den vorliegenden Band in den Gang der Forschung vornehmlich der letzten Jahrzehnte ein.

Einer der zentralen Gegenstände dabei ist das Werk des langobardischen Geschichtsschreibers Paulus Diaconus, mit dem sich auch WALTER POHL (»Memory, identity and power in Lombard Italy«, S. 9–28) auseinandersetzt. Er ordnet Paulus mit seinen Verbindungen sowohl zu Karl dem Großen als auch zu Arichis II. von Benevent einer dritten Phase intensiver Auseinandersetzung mit der Vergangenheit im Langobardenreich des 7. und 8. Jhs. zu. Die beiden ersten Phasen verknüpft Pohl mit den Namen Secundus' von Trient und der Königin Theodelinda (um 600) sowie des Königs Rothari und seines Notars Ansoald (um 650). Auch nach dem Ende des Langobardenreiches blieb dessen Geschichte auf der Apenninhalbinsel präsent und konnte als Ansatzpunkt für Selbstständigkeitsbestrebungen dienen. Diese Versuche, Vergangenheit neu zu konstruieren, konnten freilich nicht willkürlich ansetzen, sondern waren an bestimmte Rahmenbedingungen wie etwa die Erwartungshaltung des Publikums gebunden.

Für CATHERINE CUBITT (»Memory and narrative in the cult of early Anglo-Saxon saints«, S. 29–66) griffen in der angelsächsischen Hagiographie Gedächtnis, Erfahrung und Textualität ineinander. Am Beispiel Cuthberts zeigt sie, wie es dabei auch zu einer radikalen Neuinterpretation einer historischen Gestalt kommen konnte.

ROB MEENS (»The uses of the Old Testament in early medieval canon law: the *Collectio Vetus Gallica* and the *Collectio Hibernensis*«, S. 67–77) konstatiert wie schon die ältere Forschung, dass das Alte Testament und besonders dessen Reinheitsgebote in der *Collectio canonum Hibernensis* vom Anfang des 8. Jhs. häufiger aufgegriffen wurden als in der um 600 in Lyon zusammenge-

stellten *Collectio Vetus Gallica* und erklärt dies mit dem Hinweis, das Fehlen eines jüdischen Bevölkerungsanteils in Irland habe einen unbefangeneren Umgang mit den alttestamentarischen Vorschriften erlaubt als in den ehemaligen Provinzen des Römischen Reiches. Die Einhaltung ritueller Vorschriften des Alten Testaments habe in Irland nachgerade dazu gedient, das christliche Selbstverständnis zu befördern. Auf dem Kontinent konnte sich diese Einstellung erst durchsetzen, als das Judentum nicht mehr als ernsthafter Rivale angesehen wurde.

MARIOS COSTAMBEYS (»The Transmission of tradition: Gregorian influence and innovation in eighth-century Italian monasticism«, S. 78–101) vergleicht die Gründung des Klosters Monteverdi durch Walfred um 753/54 mit der Gründung von St. Andreas in Rom durch Papst Gregor den Großen rund 150 Jahre zuvor und arbeitet Charakteristika heraus, die für das italienische Mönchtum des jeweiligen Jahrhunderts typisch gewesen seien.

DOMINIC JANES (»The world and its past as Christian allegory in the early Middle Ages«, S. 102–113) zeigt anhand der Deutung von Farben in exegetischen Schriften über das Hohe Lied und die Johannes-Apokalypse, wie weit verbreitet die allegorische Deutung der Heiligen Schrift war. Weiter gehend stellt Janes die These auf, dass von der Historiographie in diesem Kontext Sinnggebung und Belehrung erwartet wurde, nicht aber eine genaue Aufzeichnung von Daten und Fakten.

Eine enge Anlehnung etwa an das Alte Testament hat die Forschung für die Franken schon seit langem konstatiert. MARY GARRISON (»The Franks as the New Israel? Education for an identity from Pippin to Charlemagne«, S. 114–161) unterzieht die weit verbreitete Auffassung, die Franken hätten sich bereits vom frühen 8. Jh. an in der Nachfolge Israels als auserwähltes Volk gesehen, einer eingehenden Kritik. In der Tat belegt nicht jeder Hinweis in unseren Quellen auf das Alte Testament diesen Anspruch, wie eine Analyse der Fortsetzungen Fredegars oder des längeren Prologs der *Lex Salica* zeigt. Andere Quellen wie der *Codex Carolinus* dokumentieren, dass die genannte Vorstellung zunächst von außen an die Franken herangetragen wurde, bevor sie am Ende dieses Jahrhunderts vor allem im Umkreis Karls des Großen unter dem Einfluss Alkuins und anderer Gelehrter von außerhalb des Frankenreichs stärker übernommen wurde.

ROSAMOND MCKITTERICK (»Political ideology in Carolingian historiography«, S. 162–174) untersucht die Handschrift Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Cod. lat. 473, die aus mehreren Geschichtswerken (*Liber pontificalis*, *Liber historiae Francorum*, den Fortsetzungen Fredegars, den Reichsannalen, einem Teil von Einhards *Vita Karoli* und zwei Texten zur Karolinger-genealogie) besteht. Ziel dieser im Kloster St. Amand entstandenen Kompilation aus der zweiten Hälfte des 9. Jhs. sei es gewesen, die fränkische Expansion unter den frühen Karolingern und unter Karl dem Großen selbst mit den römischen und trojanischen Ursprüngen der Franken zu verbinden und insgesamt die karolingische Legitimität gebührend herauszustellen. Der Beitrag ist die englische Version eines Aufsatzes, der in französischer Sprache bereits 1998 in dem von RÉGINE LE JAN

herausgegebenen Band »La royauté et les élites dans l'Europe carolingienne« publiziert wurde.

Ein einziges Geschichtswerk der Karolingerzeit steht hingegen im Mittelpunkt des Beitrages von YITZHAK HEN, »The Annals of Metz and the Merovingian past« (S. 175–190). Ihm geht es darum, die *causa scribendi* der *Annales Mettenses priores* näher zu beleuchten, deren Abfassung er mit der Mehrheit der Forschung um 806 ansetzt. Als entscheidenden Bezugspunkt sieht Hen das Verhältnis der Karolinger zur Aristokratie, sei diese nun oppositionell eingestellt gewesen oder loyal. An diese Aristokratie hätten sich die Annalen gerichtet, deren wichtigste Absicht es gewesen sei, dem Adel zu verdeutlichen, dass er den Karolingern seine Macht und seinen Reichtum verdanke, obwohl das Verhältnis in Wahrheit auf Gegenseitigkeit beruht habe. In diesem Zusammenhang interpretiert Hen die *Divisio regnorum* als Versuch, die Herrschaft der karolingischen Dynastie bzw. Hauptlinie zu stabilisieren. Die Merowinger kommen dabei etwas zu kurz, was aber der Intention dieses Annalenwerkes entsprach, werden doch die meisten Könige des endenden 7. und der ersten Hälfte des 8. Jhs. – wenn überhaupt – nur am Rande erwähnt.

MAYKE DE JONG (»The empire as ecclesia: Hrabanus Maurus and biblical historia for rulers«, S. 191–226) richtet ihr Augenmerk zunächst auf die Widmungsbriefe, die Hrabanus Maurus seinen exegetischen Schriften über die Bücher des Alten Testaments beigegeben hat, dann auf die Kommentare desselben Autors zu den Büchern Edith, Judith und Makkabäer. In ihnen stellte er die *ecclesia* als Vorbild für das Reich dar, um so eine Richtschnur für die Überwindung der Krise zu geben, in die das Frankenreich während der Bruderkriege in der Spätzeit Ludwigs des Frommen geraten war.

MATTHEW INNES (»Teutons or Trojans? The Carolingians and the Germanic past«, S. 227–249) kritisiert das im deutschen Humanismus entwickelte Bild einer germanischen Kriegergesellschaft, das in den Quellen der Karolingerzeit keine Stütze finde. So legten die Franken – oder besser die Gelehrten – am Hof Karls des Großen erst ab ca. 800 Wert auf eine schärfere Abgrenzung zu Rom. Insgesamt spricht sich Innes gegen eine scharfe Trennung der fränkischen Gesellschaft im 8. und 9. Jh. in eine weltliche, durch Mündlichkeit geprägte Sphäre und einen geistlichen, durch lateinische Literalität charakterisierten Bereich aus.

CHRISTINA LA ROCCA (»A man for all seasons: Pacificus of Verona and the creation of a local Carolingian past«, S. 250–279) behandelt das angebliche Universalgenie Pacificus von Verona, dessen Ruhm vor allem zunächst auf zwei gefälschte Epitaphien und einige ebenso gefälschte Urkunden aus dem 12. Jh. zurückgehe und dann von Giovanni Mansionario und Onuphrius Panvinius im 14. und 16. Jh. weiter gesteigert wurde. Sicher bezeugt ist Pacificus freilich nur durch zwei Privaturkunden von 809 und 814.

Bonn

Matthias Becher